

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Verschollene. Erzählung von August Ganther

[urn:nbn:de:bsz:31-337423](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337423)

Der Derschollene.

Erzählung von August Gantzer.



er Zug hielt. „Rüdingen!“ rief der Schaffner. Die Wagentüren flogen auf, und viel Volk stutete heraus, dem Markte zu. Nur einer schlug einen andern Weg ein, ein Greis, dem ein mächtiger grauer Bart das scharfgeschnittene Gesicht umrahmte. Ein alter Wolfshund zottelte schwerfällig und müde hinter ihm drein.

Dem Städtchen Rüdingen den Rücken kehrend, schritt der Mann mit seinem schwarzen Handkoffer der waldigen Wand zu, die das Tal gegen Westen begrenzte.

Als das Krauschen der schäumenden Wogen an sein Ohr drang, belebten sich seine Züge. Er blickte auf die wandernden Wellen und alsdann über die Hügel und Hänge hin, hinter denen die Berge der Heimat aufstiegen, die er so lange Jahre nicht mehr gesehen, von denen er so oft geträumt, nach denen er in stillen Stunden sich so schmerzlich gesehnt hatte.

Er hückte sich, ballte eine Faust voll Erde zusammen, roch daran und ließ sie dann wieder zu Boden gleiten. Hierauf watete er durchs hohe Gras zum Flusse hin und benezte die Hand mit dem heiligen Wasser der Heimat. Nachdem er sie am Rücken seines Begleiters wieder trocken gerieben, schlug er den schmalen Pfad ein, der ihn zur Hütte des Totengräbers führte.

Wo das Grab des Gerbermeisters Dietsche sei, fragte er den Kahlköpfigen, der ihm entgegen trat.

„Hinter der Kapelle links,“ lautete die heisere Antwort.

Mit einer kleinen Gabe dankend, schritt der Fremde in den Friedhof hinein. Vor einem Doppelgrab mit grauem Granitkreuz blieb er

stehen. „Theodor Dietsche, Gerbermeister,“ las er, und „Walpurga Dietsche, geborene Huber“.

Der Alte atmete tief. Tränen perlten über sein gebräuntes Gesicht. Er stellte den Koffer beiseite und kniete betend vor der Ruhestätte seiner Eltern nieder. In tollem Jugendübermute war er einst von ihnen gegangen. Schwer war ihm das Gerberhandwerk verhaßt gewesen, in das ihn der Vater hineingezwängt hatte. Abenteuerliche Bücher verführten ihn, das lästige Joch abzuschütteln. In die weite Welt hinaus trieb ihn der Drang. Durch hundert Hemmnisse sich hindurchringend, war er endlich unter Not und Entbehrungen hingelangt, wohin es ihn mit Macht gezogen, ins Land der Freiheit, nach Amerika.

Sorglos wäre sein Leben in der Heimat verlaufen; so aber hatte er ein Los gezogen, reich an wechselvollen Schicksalen, reich aber auch an Schrecken, Elend und Verzweiflung.

Nun, da er als Greis heimkehrte, konnten seine Reuetränen die nicht mehr erwecken, die er im Trost einst verlassen hatte.

Ein Stoß schreckte den Trauernden in die Wirklichkeit zurück. Der Hund, vom Hunger gequält, hatte ihn mit seiner Schnauze berührt. Der Alte erhob sich, fuhr noch sanft über die weißen Rosen, die sich auf das Elterngrab neigten, und schritt zum Friedhof hinaus. Unter einem schattigen Ahorn ließ er sich nieder, aß von dem Mundvorrat, den er dem Koffer entnahm, und vergaß auch seinen Begleiter nicht.

Gestärkt schritt er dann ins Städtchen hinein. Mochte auch da und dort eines der Gebäude ein neues Köcklein angelegt haben, im großen und ganzen lugte alles noch so drein, wie vor einem halben Jahrhundert, als er sich noch in diesen Gassen herumgetummelt hatte.

Ein liebes Plätschern weckte ihn aus seinem Sinnen. Am Mühlbach stand er, der seine Jugendtage umrauscht und beseligt hatte. Als er ging, hatte man die Gegend dahinten spöttisch „Klein-Benedig“ genannt. Jetzt verkündete eine blaue Blechtafel mit weißer Schrift die neue Benennung: Am Gestade. Als er ging, ragte hoch und stattlich, unter Bettlern ein König, sein Vaterhaus empor, ein dreistöckiger Fachwerkbau mit übereinander vorspringenden Obergeschossen. Jetzt machte ein Neubau sich dort breit, ein form- und kunstloser proziger Steinloß.

„Pfui Teufel!“ knurrte Ludwig, der Heimgekehrte, und spuckte verächtlich in den Bach. Als er ging, standen in mächtigen Rübeln eßliche Oleanderbäume vor dem Hause, und hinter ihnen luden hübsche braunrote Bänke gemütlisch zum Sitzen ein. Jetzt standen nüchterne Kisten dort, die auf den Fuhrmann warten, daß er sie an die Bahn befördere. Als er ging, schob sich ein kleiner Schild in die Luft vor, von dem jedes Kind mit Leichtigkeit ablesen konnte: Theodor

Dietsche, Gerber. Jetzt glänzte am Eingang eine Metallplatte mit so verschörfelter Schrift, daß man ordentlich Mühe hatte, die Worte zu enträtseln: Dietsche & Co., Lederfabrik.

Ein wilder Lärm schreckte den Alten aus seinem Schauen auf. Tell, sein Hund, stand im Kampf mit einer rothaarigen Kaze. Unheimlich fauchte sie und bearbeitete den Kopf des Gegners mit ihren Klauen.

Blitzschnell macht Ludwigs Stof der Fehde ein Ende. Erst nimmt er noch den Hund an die Leine und dann betritt er sein Vaterhaus.

„Sie wünschen?“
„Kann ich Herrn Dietsche sprechen?“

„Ja. — Wen darf ich melden?“
„Ludwig.“

Nach einer Weile stellte sich ein pausbäckiger Herr ein.

„Sie sind wohl der Sohn des Hauses?“ fragt der Fremde enttäuscht.

„Ja. Sie wollen vermutlich meinen alten Herrn sprechen?“

„Herrn Paul Dietsche, ja.“
„Drei Treppen höher, bitte. Erste Türe links.“

Tell hinter sich herziehend, steigt Ludwig in die höheren Sphären empor. Er schnauft ordentlich, als er im Bereich der Dachkammern angelangt ist. Richtig! Da steht ja angeschrieben: Paul Dietsche, Stadtrat, Stellvertreter des Bürgermeister.

Alle Wetter! Der Bruder hat es ja hoch gebracht sowohl im Ansehen als auch in der Wohnung.

Er pocht.
„Herein!“ ruft eine klangvolle Stimme. Er öffnet, und eine Dachkammer mit schiefer Wand gähnt ihm entgegen. Ein Bett steht in der fernsten Ecke, ein altes Tafelklavier in der Nähe der Türe.

Mit hochrotem, glattrasiertem Gesichte tritt ihm ein silberhaariger freundlicher Alter entgegen. Fragend blickt er den an, der mit gemüthlichem „Grüß Gott, Paul!“ ihm die Hände entgegenstreckt.

Und als er lautlos steht und den Besuch forschend anstarrt, fragt der Fremde: „Kennst mich nicht mehr?“

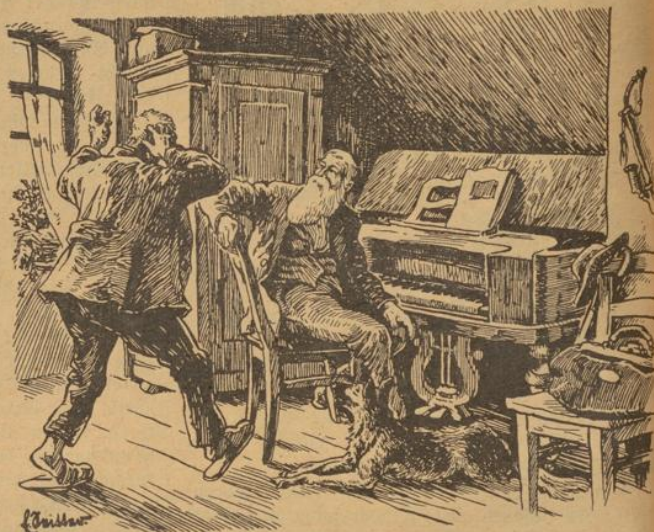
Ein Kopfschütteln folgt als Antwort.
„Wirklich nicht?“

Ludwig legt seine Sachen beiseite, nimmt am Klavier Platz und stimmt trotz der steifen Finger noch zum Verwundern sicher an: In einem kühlen Grunde.

„Ludwig!“ ruft der Herr Stadtrat „Ludwig!“

Weit breitet er die Arme aus und preßt den Heimgekehrten an die Brust. „Wo hätte ich gedacht, dich noch einmal zu sehen!“

Sie nehmen Platz und plaudern. Ludwig erfährt, wie nach dem Tode der Eltern des Erbes wegen wiederholt Ausschreiben nach ihm in „Anzeiger“ ergangen seien, alle erfolglos. Schließlich habe das Gericht ihn als verschollen erklärt und dem Bruder die ganze Hinterlassenschaft zugesprochen. „Aber,“ fügt der Stadtrat in stürmischem Eifer bei, „darf nicht so bleiben!



„Ludwig!“ ruft der Herr Stadtrat „Ludwig!“

Du mußt zu deinem Eigentum kommen.“

„Geh doch, geh,“ wehrt der Amerikaner, „ich verzichte gern. Hab', Gott sei Dank, was ich brauche!“

Und dann erzählt er, er sei nur deshalb über das große Wasser gegendelt, um noch einmal Schwarzwaldbtannen rauschen zu hören. Die wahnsinnige Hag in den Staaten drüben habe ihn angewidert. Die paar Tage, die ihm der Himmel noch gebe, wolle er da zubringen, wo er als Kind fröhlich gewesen.

Des Bruders Heimkehr freue ihn über alle Maßen, erwidert der Stadtrat, und das helle Glück strahlt ihm dabei aus den Augen. Es müsse sofort ein Zimmer für ihn freigemacht werden. Herbert, der Sohn, habe sich vor einigen Jahren verheiratet. Glänzende Partie! Bankierstochter! Schön, vermöglic, gebildet! Prachtvolle Aussteuer! Der zweite und dritte Stof hätte kaum genügt, die Möbel alle unterzubringen. Das der Grund, daß er so hoch oben hause. Nun ja, man schränkte sich gerne ein, wenn nur das junge Paar mit seinen herzigen Kinderchen sich gemüthlich fühle.

Er wolle aber ernstlich mit Laura, der Schwiegertochter, Rücksprache nehmen. Vielleicht, daß sie eines ihrer Fremdenzimmer ihm zur Verfügung stelle. Er werde seine ganze Beerdnbarkeit aufbieten.

Das sei unnötig, winkte Ludwig ab, ein Kämmerchen da oben in seiner Nähe würde ihm völlig genügen.

Von neuem nahm er am Instrument Platz und stimmte an: „Freund, ich bin zufrieden.“

Frau Laura war dies aber durchaus nicht. Im Eilsflug kam sie heraufgestürmt, unterwegs schon ihrem Unmut Ausdruck verleihend: „Aber, Großpapa, du weißt doch, daß ich Volkslieder nicht leiden kann. Die Nachbarschaft setzt diese Geschmacksverirrung auf mein Konto, und dafür bedanke ich mich.“

„Pardon,“ sagte sie, als sie den Fremden gewahrte, „ich meinte, Großpapa spiele.“

Sie maß den Amerikaner mit prüfendem Blicke, und da sie statt Bügelfalten Harmonikahosen sah, rümpfte sie verächtlich die Nase.

Der Stadtrat stellte seinen Bruder vor.

„Ach, der Verschollene!“ flötete sie süß, „habe schon von Ihnen gehört.“

Eifrig ergriff der Stadtrat das Wort: „Wie wäre es, liebe Laura, wenn du unserm Besuche eines deiner Fremdenzimmer —“

Blickschnell fiel ihm die Schöne in die Rede, das sei ein Ding der Unmöglichkeit. Sie seien ohnedies zusammengepreßt wie die Heringe in der Tonne.

„Am liebsten,“ meinte der Besuch, „wäre es mir, wenn ich, wie in den Kinderjahren, mit Paul zusammen wohnen könnte.“

„Wird gemacht,“ jubelte Laura, der alte Klimperkasten fliegt heraus und dafür kommt ein Bett herein. Wo aber bringen wir den Hund unter? Unser Wodan braucht die Hundehütte für sich.“

„Zehn Jahre lang,“ erwiderte der Onkel, „ist das Tier Nacht für Nacht mir zu Füßen gelegen, und da soll sein Platz auch fernerhin sein.“

Ein scharfer Blick aus Lauras Augen wollte den Stadtrat zum Widerspruch aufstacheln. Verlorene Liebesmüh! Jener erklärte sich in seiner Gutmütigkeit mit Ludwigs Vorschlag einverstanden.

Am Abend wurde in den Räumen des jungen Ehepaars die Heimkehr des Verschollenen geziemend gefeiert. Links und rechts von den Harmonikahosen prangten modische Bügelfalten. Dem Gaste gegenüber saß hoheitsvoll die mit Ringen und Armbändern überreich geschmückte Dame des Hauses im weinroten Seidenkleid, die nicht verächtlich, sich und ihr prachtvolles Tafelgeschirr ins beste Licht zu setzen.

Nach Tisch spielte der allzeit gehorame Gemahl seine Rolle tadellos. Er bat die Schöne, den

Gast mit einer brillanten Pianonummer erfreuen zu wollen.

„Gerne,“ lächelte sie, setzte sich an den Bechsteinflügel und ließ in Sindings „Frühlingsrauschen“ ihre Zauberkünste leuchten.

„Bravo! Prächtig!“ rief der Amerikaner, als sie mit glanzvollen Arpeggien das Stück zu Ende geführt und mit sieghaftem Lächeln zur Decke startete, „da müssen wir alte Kumpanen allerdings beschämt das Feld räumen.“

„Herrliches Instrument! Was?“ sagte sie, „die Herren werden begreiflich finden, daß ich dadurch verwöhnt bin, und daß mir der alte Kasten oben die Gänschaut den Rücken hinauf jagt.“

„Hm,“ meinte der Onkel, „für die alten Volkslieder genüge er noch.“

„Volkslieder!“ höhnte Laura, ihre Kinder dürften nie und nimmer solches Zeug spielen.

Während die Herrin des Hauses ihre fabelhafte Fingerfertigkeit bekundete, rührten sich auch dienende Hände hoch oben im Dachraum. Als die Brüder gegen Mitternacht im vierten Stocke bei der ersten Türe links landeten, sahen sie, daß der Klimperkasten verschwunden war und ein Dienstbotenbett seinen Raum einnahm. Der Herr Stadtrat befühlte prüfend die Matraße, und schüttelte, als er hartes Seegras verspürte, betrübt den Kopf. Der Amerikaner jedoch, der auf seinem rauhen Lebenspfade schon oft auf härterer Unterlage geschlafen, streckte sich zufrieden aus und sank bald in tiefen Schlummer.

Am Sonntag rauschte Frau Laura zur Kirche. In stolzer Haltung, selbstbewußt, Schritt sie den breiten Mittelgang vor und nahm in der vordersten Bank Platz.

Als sie unter rauschenden Orgelklängen nach Schluß des Gottesdienstes sich nicht minder würdevoll entfernte, streifte ihr Falkenauge in der letzten Männerbank den graubärtigen Onkel, der zu ihrem großen Arger sich ihr auf dem Heimweg anschloß.

Seine Begleitung, flüsterte sie, sei ihr ja höchst angenehm; doch sollte er etwas mehr auf Toilette halten. Er sei das schon seinem Bruder schuldig, dem Herrn Stadtrat und Stellvertreter des Bürgermeisters.

Der Amerikaner ließ einen prüfenden Blick an sich hinuntergleiten und meinte, kurz vor Antritt seiner Fahrt über die große Pfüße habe er sich einen Anzug von starkem Stoff erstanden; der sähe ja noch respektabel drein und dürste schon noch eine Weile vorfallen.

„Silz,“ zischte die stolze Schöne, als sie in ihre Gemächer rauschte und ärgerlich die Türe hinter sich zuwarf.

Eine Woche später sahen die Brüder gemüthlich rauchend im Stüblein beisammen. Ludwig erzählte, wie er als Goldgräber am Sacramento sich durch Fleiß und Glück ein hübsches Vermögen

erworben, wie aber Strolche ihn überfallen und völlig ausgeraubt. Da er den Auftritt lebhaft schilderte und dabei erregt mit den Händen herumfuchtelte, geschah es, daß er eine Blumen- vase streifte, die mit Heidekraut voll, auf dem Tische stand. Sie fiel zu Boden und zerbrach. Der Alte bedauerte sein Pech, bückte sich und las die Scherben zusammen. Weil er einige Splitter nicht gleich finden konnte, bat er das Dienstmädchen, beim Kehren nach ihnen zu schauen. Sie tat's und fand auch alle, alle. Mit gutem Ritt und großer Geduld setzte sie Onkel Ludwig wieder tadellos zusammen.

Durch das Mädchen erfuhr Frau Laura von dem Unfall. „Aber, Onkel,“ jammerte sie, „wie kann man nur so ungeschickt sein! Die Vase habe ich dem Herrn Stadtrat zu seinem Geburtstag verehrt. Er hatte viel Freude daran, und nun kommen Sie aus dem wilden Westen herüber, um solches Unheil anzurichten.“

Der Amerikaner sprach Worte des Bedauerns, fuhr nach Straßburg und kaufte als Ersatz für die billige Alltagsware das Schönste, was er aufreiben konnte, ein Paar Delfter Vasen von erlesenem Geschmade.

„Hier,“ sprach er, sie Laura überreichend, „eine Gutmachung meiner Ungeschicklichkeit. Die gekittete aber will ich behalten.“

„Als Andenken an Ihre Geschicklichkeit,“ lachte die Schöne. „Gerne zugestanden. Eine Bitte noch, Herr Onkel. Möchten Sie doch Ihr stürmisches Temperament etwas zügeln.“

„Wie meinen Sie das?“

„Nicht so viel fluchen.“

„Ich fluche nie.“

„Doch, werter Herr. Kein Tag vergeht, daß nicht das unheimliche Wort Sacramento aus Ihrem Munde rollt. Was werden die Leute denken! Wir kommen in Mißkredit.“

Das sei nicht gestucht, rief er lachend. Das sei der Name eines Flusses und einer Stadt in einer windigen Gegend, wo er manchen Tag gescharrt und nach schwerem Unglück zuletzt doch noch auf einen grünen Zweig gekommen.

Frau Laura schüttelte ungläubig den Kopf; er aber holte eine Karte und überzeugte sie von der Wahrheit seiner Worte.

Fortan durfte er unbehindert fluchen, leider nur für kurze Zeit. Schuld daran waren die rote Mizzi und der graue Tell. Wer den Streit begann, ist weder bei großen noch bei kleinen Kriegen sicher festzustellen. Über Treppen und Gänge tobte die wilde Jagd, und vor dem Hause fand sie ihr schreckliches Ende. Tell erwischte die Feindin und zerriß sie.

Von ihrem Fenster aus sah Frau Laura das Schauspiel mit an. Jammernd flog sie hinunter, nahm den blutüberströmten Liebling in ihre spitzenumsäumte Seidenschürze und trug sie hin- auf in den vierten Stock, erste Türe links.

Eine urgewaltige Flut von Wörtern entströmte ihrem schönen Munde, die in dem Ruf gipfelten: „Tell, der Teufel, muß totgeschossen werden und zwar sofort!“

Es war der Rasenden erst mit ihrem Verlangen. Hinunter in die Geschäftsräume eilte sie und hefte den pausbackigen Gemahl auf. Mit der Jagdflinte erschien der Gehorjame und wollte dem altersgrauen Patron ohne Umstände den Garaus machen.

Da hätte man aber den Herrn des Hundes sehen sollen! Breit und fest, seine gebückte Gestalt merklich aufrichtend, stellte er sich vor das Tier. „Eine Kugel meinem treuen Tell? Niemals! Solang ich noch ein Glied rühren kann, werde ich mich dagegen wehren!“

Feuer sprühte aus seinen tiefstehenden Augen, und wie Donner tönte seine Stimme: „Dieser Hund ist mir das Liebste auf der Welt. Die Menschen, hahaha, verspottet haben sie mich, getreten, geschlagen, bestohlen und beraubt. Dieses Tier aber hat mich begleitet durch dick und dünn, durch Glend und Gefahr und ist mir beigesprungen in der greulichsten Not. Als ich am Sacramento zum zweitenmal den Ertrag meiner Mühlen verlieren sollte, als ein gottverdammter Irlander mich mit dem Dolch bedrohte, da sprang ihm mein braver Tell an die Kehle und vertrieb ihm das Blündern für immer. Und diesen Freund und Retter sollte ich erschießen lassen? In alle Ewigkeit nicht!“

„Das Leben wollen wir dem Hundevieh allenfalls schenken,“ lenkte Laura ein, „aber aus dem Hause muß es, unbedingt.“

„Jawohl,“ pflichtete der Gatte bei und stieß mit dem Gewehrkolben nach dem Sünder, der nicht wußte, welche unheilswangere Wolke drohend über ihm schwebte.

„Gut, ich komme eurem Wunsche nach,“ erwiderte der Amerikaner, „ich gehe und nehme Tell mit.“

Bruder Paul, der Stadtrat, suchte ihn zurückzuhalten. Umsonst! Als Mann von Wort packte der Brautkopf unverzüglich seine Sachen zusammen. Schon hatte er den Handkoffer abgeschlossen, als er noch die gekittete Vase bemerkte. Mit den Worten: „Von diesem schmerzlichen Anblick will ich die Herrschaften auch noch befreien,“ öffnete er den Koffer noch einmal und bettete das Werk seiner Geschicklichkeit zwischen Wäsche- stücken. Nachdem er sich noch für die erwiesene Gastfreundschaft bedankt hatte, entfernte er sich, gefolgt von Tell.

Den Koffer übergab er der „Rheinischen Bank“, wo er geschäftlich zu verkehren pflegte, zur Aufbewahrung, und dann schritt er, um sich von dem ärgerlichen Auftritte zu erholen, dem Bergwalde zu. Aus dem Tannendunkel ragte die Ruine Spähek hervor, in deren Bereich er manchen Jugentag in seliger Schwärmeret verlebte hatte.

Sie winkte ihm, und an Rebhügeln vorüber stieg er zu ihr hinan. Doch bald mäsigte er seine Schritte. Das Steigen fiel ihm schwer, noch schwerer aber seinem Begleiter, der mühsam hinter ihm dreintrottelte. Bald ging's in den rauschenden Wald hinein. In Schleifen wand sich der Weg, und endlich stand er in dem ephenübersponnenen Gemäuer. Die Steintreppen, die er als Knabe sorglos hinangesprungen war, prüfte er mit Vorsicht. Behutsam stieg er höher und höher, und erschöpft betrat er endlich die Zinne des Turmes.

Entzückt blickte er über das Tal der Heimat hin, das heraufgrünte mit seinem schmucken Städt-

über, berichteten sie, habe schon ein Maler bei ihnen gewohnt, der in das Schloß und den Wald ganz vernarrt gewesen. Das Stüblein stehe jetzt leer. Wenn es ihm nicht zu klein sei, könne man ja einig werden. Er solle es einmal anlangen.

Ludwig lugte und blieb. Abend für Abend, wenn die schiedende Sonne ihre Goldglut zwischen den Tannen hindurchwarf, lehnte der Graukopf an irgendeinem Stamm und nahm die Schönheit in seine Seele auf, nach der er so lange gelehzt hatte. Tagsüber streifte er mit Tell durch die tauigen Wälder und lauschte ihrem geheimnisvollen Rauschen. Die Gottesflügel, die er alsdann hörte, und das fromme Gebet der Waldbäche dünkten ihm die herrlichste Musik zu sein, die je an sein Ohr gedrungen.

Bisweilen begegneten ihm Förster und Holzfäller, und er ließ sich mit ihnen ins Gespräch ein. Regelmäßig wiesen sie dann auf den mühsam atmenden Tell hin mit der Bemerkung, der mache wohl auch nicht mehr lange mit.

Die Hand des Amerikaners fuhr dann jedesmal über die Wundnarben des Hundes hin, die von dem Dolche des Irländers herrührten, und liebevoll streichelte er den treuen Begleiter.

Auch ein anderer tätschelte ihn ab und zu, Jörg, der Knecht des Schloßbauern. Er war ein Tierfreund und hatte Mitleid mit dem alten, rauhaarigen Gesellen, der sich so mühevoll durchs Leben schleppte. Er war für seine Fütterung besorgt und zimmerte ihm ein hübsches Häuschen. Der Herr sah es mit Wohlgefallen, und Jörg erhielt manchen Händedruck, der nicht „ohne“ war.

Als der Amerikaner eines Tages von einer Waldwanderung zurückkehrte, fand er auf der Bank vor dem Bauernhause eine Dame, die ihn erwartete, Frau Laura.

Mit aalglatte Liebenswürdigkeit erkundigte sie sich nach seinem Befinden und rückte dann mit ihrem Anliegen heraus.

Er sei sehr unflug, daß er hier oben hause am Ende der Welt. Derart versauere und verbaure er. Es werde jetzt auch immer rauher und kälter. Der Winter rücke näher, und da wäre es das einzig Vernünftige, wenn er wieder ins Städtchen zöge. Sie wolle sich ihm zuliebe einschränken. Er könne eines der Fremdenzimmer beziehen und brauche alsdann nicht mehr die vielen Treppen zu steigen. Auch für Tell solle gesorgt werden. Herbert lasse ihm ein Hundehaus bauen, schöner und noch geräumiger als das, so Wodan habe.

Auch eine Neugierigkeit hatte sie ihm mitzuteilen. Ein Kleiderkünstler, der jahrelang in Paris tätig gewesen, habe im Städtchen sein Atelier eröffnet. Bei dem solle sich Dunkel einen schicken Anzug an-



Ludwig

„Bei euch, meinte er, „möchte ich bleiben, die paar Tage, die mir noch gegeben sind.“

chen und den malerischen Dörfern, mit seinen üppigen Saaten und den welligen Hügeln und Hängen.

Worte eines Liebes gingen ihm durch den Sinn, das ihm driiben am Ohio einmal ein Landsmann vorgejungen hatte:

O Schwarzwald, o Heimat, bei dir nur allein, Von dir überwölbt will begraben ich sein, Worte, die ihn gepakt und hingelockt hatten.

Bewegten Herzens schied er von der Ruine. Dem Bauernhause am nahen Walbrande schritt er zu, und vergnügt plauderte er mit seinen Bewohnern. Ihre Frische und Natürlichkeit berührten ihn wie ein Märchen aus alter Zeit. „Bei euch,“ meinte er, „möchte ich bleiben die paar Tage, die mir noch gegeben sind.“ Ob sie nicht ein Stüblein für ihn übrig hätten?

Die Leute, anfänglich verschlossen, tauten auf, als sie seine Herkunft erfuhren. Den Sommer

fertigen lassen. Er möge doch nicht so kniderig sein bei seinen Mitteln.

Ludwig machte Einwendungen, wurde aber übertönt. Eine Sturzflut perlte von ihren kirschroten Lippen: Sie wisse aus sicherer Quelle, daß er über ein Heibengeld verfüge. Wer so vom Glück gesegnet sei, müsse es auch ein bißchen fliegen lassen. Sie möchte auch Staat machen mit ihrem steinreichen Onkel. Wozu Mammon sammeln, wenn man ihn nicht zu genießen verstehe.

Der Alte hatte nur ein Lächeln für ihre Worte.

Übereifrig redete sie auf ihn ein. Er sei ein Tor, daß er seine Gelder auf der Bank liegen lasse. Er solle sie der Firma Dietzche & Co. ins Geschäft geben. Doppelt soviel Prozente erziele er. Er möge doch zeigen, daß er nicht hinter dem Mond daheim sei.

Der Onkel schüttelte den grauen Kopf und wollte nicht anbeißen.

Enttäuscht ging sie, kam aber nach wenigen Tagen wieder und hielt ihm eine Vortragsfolge hin.

Der Instrumentalverein gebe nächstens in der „Linde“ ein Konzert. Sie habe ihren ganzen Einfluß aufgeboten, und nun werde ein grandioses Volksliederpotpourri gespielt. Er müsse unbedingt der Aufführung anwohnen. Hoffentlich sei der elegante Anzug bestellt.

Er hatte ihn aber nicht bestellt und bestellte ihn auch nicht. Auch dem Konzert wohnte er nicht bei; dennoch kam er am gleichen Abend zu einem hübschen Volksliederschmause. Gemütlich saß er in der Stube der Schloßbauersleute und erfreute sich an den Liedern, die ihre Tochter, das goldhaarige Evele, mit seiner hellen Stimme zum Vortrag brachte.

„Muß i denn,“ sang es, „Rosenstock, Holderblüt“ und noch andere. Auch der Knecht ließ sich hören. „Morgenrot“, sein Leiblied, ließ er vom Stapel; nur den Schluß änderte er etwas seltsam ab. Statt „Stirbt ein braver Reitermann“ sang er: „Stirbt ein braver Infanterist“, in Erinnerung an die schönen Tage, die er bei den Leibgrenadieren zugebracht hatte.

Von der gemütlichen Stimmung hingerissen, gab auch der Amerikaner etwas zum Besten, den Andreas Hofer. Das Lied ergriff die Herzen der guten Leute, und noch lange tönte es in ihnen fort.

Wenige Tage nach dieser Sitzung erkrankte der alte Graubart heftig.

„Abe, mein Land Tirol,“ sagte die Bäuerin kopfschüttelnd und schickte das Evele ins Städtchen hinab in das breitprohige Haus am Gestade.

„Einen schönen Gruß von der Schloßbäuerin und der alte Herr Dietzche aus Amerika wolle ihr gar nicht gefallen.“

Ihr habe er von Anfang an nicht gefallen,

spottete Frau Laura, machte sich aber des Erbes halber doch unverzüglich auf den Weg und erschien im Stüblein des Kranken.

Richtig! Da lag der Alte stöhnend und ächzend in seinem Bette und unter diesem schlafend der müde Tell.

Dieser empfing eine Lackstiefelspiße, sein Herr hingegen ein handschuhumhülltes Pfötchen.

Warum er nicht im Konzert erschienen sei, hub sie an, es sei himmlisch gewesen, sowohl das Potpourri als auch die „Bohème“. Und den eleganten Anzug habe er sich auch nicht bestellt!

Er habe ein anderes Gewand nötiger, meinte der Kranke, ein hölzernes vom Schreiner.

Ach, so schlimm stehe es nicht. Übrigens wolle sie den Arzt herausschicken, daß der ihn wieder auf den Damm bringe.

Sie fuhr ihm lieb um den grauen Bart und über die Hände, um dann mit dem Wichtigsten herauszurücken: Sein Aussehen wäre durchaus nicht bedenklich. Trotzdem dürfte er gut daran tun, sein Testament zu machen. Dabei möge er sie ja nicht übergehen. Er werde doch nicht so unchristlich sein, ihr den Zwist wegen Tell nachzutragen!

Ohne Sorge, lächelte er, wegen des Arztes brauche sie sich nicht zu bemühen. Er habe bereits nach ihm und auch nach dem Geistlichen geschickt!

Die beiden Herren kamen denn auch im Laufe des Tages. Sie erkannten mit sicherem Blick, daß der Weitgereiste im Begriffe stand, die allerfernste Reise anzutreten. Beide stärkten ihn liebevoll.

Auch von der Bank hatte er sich einen Herrn erbeten, der sich sogar zweimal einfand, zuerst mit einem leichten Herzklopfen und später dann mit einer schweren Handtasche.

Nachdem der Kranke wieder allein war, machte er mit Aufbietung der letzten Kräfte sein Testament. Oft mußte er absetzen und ausruhen. Schließlich kam er aber doch damit zu Ende. Groß und deutlich setzte er seinen Namen darunter.

Hierauf ließ er den Schloßbauer und seinen Knecht herbeirufen und diese mußten zur Bekräftigung das Schriftstück unterschreiben.

Die Bäuerin wollte nachts bei dem Kranken wachen. Doch gab er dies nicht zu. Als er allein war, schlüpfte er mühsam in seine Kleider und traf, ob schon heftig schlotternd, noch verschiedene Anordnungen, die des Testaments halber nötig waren. Sehr müde, aber auch sehr froh legte er sich gegen Mitternacht zum Schlummer nieder.

Am nächsten Vormittage kam das Evele wieder in das Haus am Gestade.

Ob ihm der alte Herr schon wieder nicht gefallen wolle, spottete Frau Laura.

Doch! Er sehe jetzt gar lieb und freundlich drein, fast wie ein Engel. Er sei gestorben.

Der Herr Stadtrat ergriff seinen Spazierstock und leuchte unverzüglich bergan. Noch vor ihm aber trafen sein Sohn und dessen Frau auf dem Hofe ein. Die Sehnsucht nach dem Erbe hatte ihnen Flügel verliehen. Dem Toten, der mit gefalteten Händen friedlich lächelnd dalag, schenkten sie nur flüchtige Blicke. Dagegen fragten sie in stürmischer Hast, ob er ein Testament hinterlassen?

Der Bauer wies auf den Tisch, wo es lag.

Sich im Lesen überstürzend, las Herbert: „Mein bei der Rheinischen Bank liegendes Vermögen vermache ich den Armen meiner Vaterstadt Rüdigen.“

Mein Bruder Paul! erhält meinen Anzug.

Mein Neffe Herbert meinen Koffer nebst Wäsche.

Seine Ehefrau Laura erhält das Werk meiner Geschicklichkeit die gekittete Blumenvase.

Der Schloßbauer meine Stiefel Die Bäuerin meine Haus- schuhe.

Deren Tochter Eva meinen Mantel.

Der Jörg meinen Hut.

Auf mein Grab darf kein Stein kommen, nur ein schlichtes Tannenzweig mit der Aufschrift: „Hier ruht ein Heimgekehrter.“

Der Jörg möge meinen Hund nicht vermissen.

Schloßbauernhof bei Spähed, am 9. November 1912.

Ludwig Dietzsch.“

Eine unheimliche Stille folgte der Lesung. Frau Laura unterbrach sie mit einem urkräftigen „Pfui! Das ist doch unter aller Kritik! Solch ein Geizhals! Ich verzichte!“

Einen Tritt gab sie dem armen Tell, der regungslos vor dem Bette lag, daß er winselnd aufstuh und sich in die entfernteste Ecke schleppte.

Nicht genug damit! Wütend riß sie dem Schwiegervater den Spazierstock aus der Hand und tat damit einen wuchtigen Schlag auf die gekittete Base, die voll weißer Astern oben auf dem Kleiderschrank stand. Mit Gepolter fiel sie herunter und zerbrach. O Wunder! Ein Goldbach ergoß sich durch das Stüblein. Die vielen Zwanzigmarkstücke, die den Bauch der Base gefüllt hatten, rollten munter auf dem Boden umher.

Laura stieß einen Freudenschrei aus und blühte sich, die glänzenden Ausreißer einzufangen. Mit ihr suchten und sammelten alle Anwesenden.

Das rote, lebensfrische Gesicht des Herrn Stadtrates war nach Verlesen des Testaments merklich blässer geworden. Als aber seine

Hände sich in die tiefen Taschen der brüderlichen Harmonikahose versenkten, nahm es rasch wieder die frühere schöne Farbe an, und die Augen des freundlichen Herrn strahlten in wonnigem Glanze. Das bummelige Alltagsgewand des Amerikaners ging ihm über die feinsten Anzüge Pariser und Londoner Herkunft.

Auch die übrigen Bedachten schmünzelten über- jessig ob der vielen, vielen Goldvögel, die ihre Erbstücke so dicht bevölkerten.

Jörg hätte auch ohne die harten Dinger, die er unter dem Schutzleder des Hutes fand, für



Herbert las: „Mein Vermögen vermache ich den Armen meiner Vaterstadt!“

den altersschwachen Tell gesorgt. Leider hatte er nur kurz, allzu kurz Gelegenheit, die Bitte des wunderlichen Amerikaners zu erfüllen. Mit der Stunde, da der Leichnam seines Herrn zu Tal gebracht wurde, verschwand das Tier. Wie sehr Jörg auch nach Tell suchte, nirgends konnte er ihn finden.

Vom Begräbnisse heimkehrend, brachte die Bäuerin die Nachricht mit, daß sich der Ausreißer auf dem Gottesacker herumtreibe.

Jörg machte sich gegen Abend von neuem auf die Suche. Auf dem Grabe seines Herrn fand er den treuen Hund, tot.

„Gut, daß du kommst,“ knurrte der Totengräber, der vorbeihumpelte, „hab' die Bescherung schon gesehen. Der Kerl muß weg.“

„Ohne Angst! Wird gemacht!“ antwortete der Knecht, „sobald es finster ist, schaff ich ihn zum Tor hinaus und verloch ihn.“

Er tat es aber nicht. Beim Totengräber holte er Pödel und Schaufel, und als die Nacht getom-

men war, grub er zu Füßen des Amerikaners ein Grab. Dahinein versenkte er den müden Tell.

Gütig unterstützte ihn der Himmel in seinem Tun. In der Nacht sandte er den ersten Schnee herab und breitete über das Doppelgrab der beiden Gefährten eine Decke, die alle verdacht-erregenden Spuren vertilgte.

Ottokar ruft die Polizei.

Seitene Novelle von Franz Hirtler.



er kann es glauben, daß Ottokar ein hagerer Buchbinder in grüner Schürze ist, den die Arbeit an der Presse und an der Schneidmaschine etwas einseitig seitig gemacht hat? — Es ist wahr: der Name Ottokar paßt nicht zur Persönlichkeit dieses weder stolzen noch kriegerischen Menschen, aber daran ist nichts zu ändern. Sein Familienname braucht nicht genannt zu werden. Es ist ein Allerweltsname ohne besonderen Klang; hinter dem prächtigen Vornamen kommt er gar nicht zur Geltung.

Jeden Morgen zwischen acht und neun Uhr tritt Ottokar aus der Haustüre, äugt durch dicke Brillengläser strakauf, strakab und gegen den Himmel. Dann schlurft er mit auswärts gestellten Fußspitzen zu dem kleinen Aushängelkasten, schleißt ihn auf und stellt auf die während der Nacht leerstehenden Bretter die Muster seiner kunstvollen Tätigkeit. Er entnimmt einem Henkelkorb zierlich und elegant gebundene Bücher ungleichen Formats. Seine schmalen, milden Hände betasten zärtlich die in grünes Saffian gebundenen Gedichte Eichendorffs, streichen über die mit rotgesamtem Javapapier überzogenen Bände E. Th. A. Hoffmanns. Ein Bismarckbuch prangt in blauem Leinen mit Goldpressung, während Brehms Tierleben sich als schöner brauner Halbfranzband präsentiert. Aus

einem winzigen Lederfuttural zieht Ottokar vorsichtig ein Pergamentbändchen, das Goethes Novelle enthält. Nur mit Hilfe einer Lupe ist dies Büchlein lesbar. Einen mittleren Band stellt er aufgeschlagen zwischen die anderen Bücher, damit man sehe, wie schön flach sich die Blätter auseinanderlegen. Wer die kleine Ausstellung sieht, weiß es, daß Ottokar ein Meister in seinem Fach ist. Die Freunde gediegener und geschmackvoller Einbände kommen von weither, um von ihm ihre Sachen einbinden zu lassen.

Er selbst liebt die Bücher, kennt ihren Inhalt und ist bemüht, ihnen ein würdiges und dauerhaftes Gewand zu geben. Die Leute in seiner Nachbarschaft haben ihre Freude an dem Mann, der noch die Werttuchtigkeit alter Kunstmeister verkörpert, und der als Mensch von einer goldenen Originalität ist. Seine viel zu langen Hosen zeigen die reiche Fäلتelung gotischer Holzschnitzereien, seine schwarze Hausmütze ist ringsum mit einem Muster aus vierblättrigem Klee bestickt. Lippen und Kinn des Meisters sind stets glatt rasiert. Muß noch gesagt werden, daß Ottokar bereits über fünfzig Jahre zählt, oder versteht sich dies nicht bei den angeführten Eigenschaften von selbst? Erst beim Überschreiten der Fünfzigerschwelle pflegt doch der Mann, der die Anlage dazu hat, zum Original, zum Kauz, heranzureifen.

Ein junger Kaufmann aus dem Nachbarhaufe erklärt, der gute Ottokar (der gute, sagt er) erinnere ihn an Charlie Chaplin, den Helden amerikanischer Filmmärchen. Der Doktor aber im zweiten Stock meint, Ottokar sei wie aus dem Bilde „Der Rattusfreund“ von Spitzweg herausgeschnitten. Der erstgenannte Vergleich hat einige Berechtigung, da Ottokar einen merkwürdigen Gang sich angewöhnt hat. Er täppelt oder watschelt mit auswärts gefehrten Fußspitzen und macht dabei jeden Schritt mit Vorsicht, als gehe er in zu weiten Pantoffeln, die er zu verlieren fürchtet. Die Bezeichnung als Spitzwegfigur dagegen ist irreführend, weil man sich darunter doch wohl einen Junggesellen vorstellen muß. Ottokar aber ist verheiratet mit einer stattlichen Dame, die ihn stets wie ein Kind behandelt und manchmal in ihrer strengen Mütterlichkeit zu weit geht. Es ist jedoch keineswegs richtig, zu sagen, daß Ottokar unter Eugenies Pantoffel stehe. Er wahrnt vielmehr bis zum äußersten seine Selbständigkeit und wächst immer mehr in seine schrullige Eigenart hinein. Doch wozu lange Betrachtungen anstellen über die Einwirkung des Ehelebens auf den Charakter des Mannes! Ziehen wir lieber endlich den Vorhang auf vor der Geschichte, in der Ottokar seine Rolle so glanzvoll spielt.

An einem kühlen Novembertag war es, da betraf Eugenie, die Frau des wackeren Meisters, im Hausflur einen Mann, der gerade daran